

Sommer  
LA GRANDE  
TRAVERSÉE  
Lac Saint-Jean, Quebec

*Wir müssen verweilen in dieser Provinz, in der schon unsere Väter lebten, leben, wie sie gelebt haben, und so das ungeschriebene Gebot befolgen, das einst in ihren Herzen Gestalt annahm, das in unsere überging und das wiederum wir an unsere unzählbaren Nachkommen weitergeben müssen: In diesem Land Quebec soll nichts dahingehen und nichts soll sich wandeln.*

Louis Hémon, *Maria Chapdelaine*, nach der Übersetzung  
von W.H. Blake.

VON ALLEN Gewässern, die ich auf meinen Reisen besucht habe, hat der Lac Saint-Jean mich am meisten überrascht. Die Straße vom Fjord du Saguenay her stieg durch einen Waldstreifen bergan, ehe sie hinaustrat in ein scheinbar unendliches flaches Wiesen- und Weideland, das eigenartig der Prärie ähnelte, bis hin zu den gelben Rapsfeldern. Plötzlich kippte die Straße fünfzig Höhenmeter über die Kante eines urzeitlichen Gletscherufers, und blau kam der weit dahingestreckte See in Sicht. Die Innu nennen ihn *Pie-kouagami* – »Flacher See« –, wegen der weiten Ebene, die das Wasser umfängt. Die feuchte Luft, die von dem schwülen Inversionswetter am Boden gehalten wurde, schien den Horizont ausradiert zu haben. Der matte Glanz silberner Kirchturmspitzen hob die kleinen Städtchen hervor, die sich entlang des Ufers in der Ferne verloren.

## SOMMER

In wenigen Tagen sollte die 53. Traversée internationale du Lac Saint-Jean stattfinden, und in den Orten am See machte sich bereits Festtagslaune breit. Freiwasserschwimmen ist ein fester Bestandteil der Kultur von Quebec, ebenso wie große öffentliche Veranstaltungen, und das 32-Kilometer-Wettschwimmen über den Lac Saint-Jean war das Ereignis der Saison. Das Rennen wurde live im Fernsehen übertragen. Quebec hat viele Seen, aber in der ganzen Provinz gilt der Lac Saint-Jean als *der See*. Berühmt für die ihn umgebenden Heidelbeerfelder und seinen Cheddar-Käse, bildet er das blaue Herz des Nationalgefühls Quebecs, und ich freute mich schon darauf, Lakeland einmal von der anderen Seite der Linie zwischen dem englisch und dem französisch geprägten Kanada zu erleben. Vor allem wollte ich einen Arbeitsurlaub am See auf dem Höhepunkt des Sommers verbringen, Pause machen von blaugrünen Algen, Neubaugebieten und Seeverwaltung und mich entspannen, gut essen und Sonne und Wasser genießen.

Seinen Namen hat der Lac Saint-Jean von Jean de Quen, dem in Amiens geborenen Jesuiten, der den See als erster Europäer zu Gesicht bekam. Quebecs allgegenwärtiger Ex-Katholizismus hatte für mich immer schon etwas Heimeliges. In Prince Albert habe ich katholische Schulen besucht, geführt von Nonnen und Priestern, die St. Pierre oder Tremblay hießen, Boutin oder Regnier. Viele meiner Freunde aus West Flat sprachen zu Hause Französisch. Sie waren Messdiener, und ihre Mütter servierten Tourtière.

So war auch mein Ziel eine Kirche, ein Kloster in den Bergen am See. L'Ermitage Saint-Antoine wurde 1907 von einem gewissen Abbé Elzéar DeLamarre gegründet. Während eines Urlaubs hatte er sich in die Gegend verliebt. Er kaufte Land am nahegelegenen Lac Ouiatchouan, der über den gleichnamigen Fluss in den Lac Saint-Jean entwässert, und baute sich eine Hütte. Nahe seiner neuen Bleibe fiel dem Kirchenmann eine Vertiefung im Fels auf, die ihn ein wenig an die Grotte von Lourdes erinnerte. Er stellte

## LAC SAINT-JEAN, QUEBEC

eine Statue der Heiligen Jungfrau auf, und schon war ein Pilgerort geboren.

Da die Klausen heute stark besucht ist, gab es ausreichend Platz für Reisebusse, und die überdachten Picknickplätze spendeten den Massen Schatten. Unter den Birken entlang des Seeufers hatten sich Statuen, Schreine und Kapellen ausgebreitet, verbunden durch gepflasterte Wege. Es gab auch ein Museum mit Museumshop, wo man das ganze Drumherum katholischer Heiligenverehrung – Kreuze, Kerzen und Ikonen – erwerben konnte.

Hier sollte ich mich nach meinem Herbergswirt erkundigen, aber er fand mich zuerst. Guy Dufour war groß und dunkelhaarig mit grauen Strähnen, und er schritt mit ausgestreckter Hand über den heißen Asphalt der Zufahrt seines Hotels auf mich zu. Er sprach Englisch: »Herzlich willkommen in Saint Anthony's Hermitage!« Guy erinnerte mich an die Lehrer meiner alten Schulen, an einen Priester, der sein Kollar abgelegt hat, damit die Schüler sich entspannen können, dieselbe Mischung aus bescheidener Dienstbarkeit und geistlicher Autorität. Er war gepflegt, aber schlicht gekleidet, in eine braune Hose etwa Jahrgang 1978, Businesshemd und Krawatte, aber ohne Sakko. Er widmete dem Besucher seine volle Aufmerksamkeit. »Entspannen Sie sich doch ein Stündchen in Ihrem Zimmer. Wir treffen uns um fünf, und dann essen Sie heute an meinem Tisch in Roberval zu Abend.«

Das Zimmer war zugleich hotelartig und klösterlich: ein Kruzifix zwischen den Betten, kein Fernseher, ein großer Schreibtisch zum Textstudium. Pilgerfahrten wurden zunehmend bei älteren Menschen beliebt, die sich nach der Zeit vor der Säkularisation Quebecs zurücksehnten. »Glaubenstourismus«, hatte Guy das genannt. »Wir fangen gerade erst an, das zu verwerten.« In einer Art Sporthalle am Ende meines Flurs probte eine örtliche Schülergruppe ein Moralitätenspiel. Es war als würde ich in St. Mary, meiner alten Highschool, übernachten; *Alma Mater – Semper Veritas*.

Am Abend wollten wir zum Straßenfest in Roberval gehen, das im Rahmen des einwöchigen Jahrmarkts rund um das Wetschwimmen stattfand. Den Spätnachmittag verbrachte ich auf dem Gelände der Einsiedelei, spazierte den Kreuzweg entlang und steckte meine Nase in Nischen und Kapellen. Eine Reihe Beichtstühle unter den Ahornbäumen am Seeufer erinnerte an Toilettenhäuschen. Hier stand auch eine Miniaturkirche, gerade groß genug, um darin stehen zu können, und auf ihrem Altar hatten Bittsteller stapelweise handgeschriebene Gebete hinterlassen: für kranke Kinder, wegen verlorener Gegenstände. Unter ihr lag die eigentliche Grotte. Seit DeLamarre sie entdeckt hatte, war sie mit Pressluftschlämmern vergrößert und mit fließendem Weihwasser versehen worden, das, als ich den Hahn aufdrehte, mit einem hohlen Donnern in ein Kupferbecken floss. Mein Vater war bei den Kolombusrittern gewesen und hätte diesen Ort geliebt.

»Hervorragend!«, sagte Guy, als wir uns am Hoteleingang trafen. Er trug noch immer seine Hosen Baujahr 1978, hatte aber Schlips und Kragen gegen eine Art Piratenhemd getauscht, wie es sich nur Franzosen zu tragen trauen: mit einem brokatgesäumten Ausschnitt bis auf die Brust und weiten Ärmeln. »Sie fahren mit mir und erzählen mir alles über Ihr Projekt, Allan.« Er redet gern in priesterlich verkündendem Ton.

Guy war kein Priester, sondern Reiseveranstalter, Hotelbesitzer und Impresario. Wie so viele, die ich in Lakeland kennengelernt hatte, besaß er eine große Begeisterung für sein Zuhause, den Lac Saint-Jean. Er erzählte von dem fruchtbaren, für die Landwirtschaft idealen Boden der Region und von dem *ouananish*, dem im Süßwasser lebenden Binnenlachs, der Angler in die Gegend lockte. Besonders ermunterte er mich, den Zoo zu besuchen, auf den man hier besonders stolz war. Ich habe Zoos schon immer gehasst und nahm mir im Stillen vor, nicht hinzugehen. Aber Guy sagte: »Ich kenne die Leute. Morgen rufe ich sie an, dann bekommen Sie freien Eintritt.«

## LAC SAINT-JEAN, QUEBEC

»Und jetzt sprechen wir vielleicht ein bisschen Französisch?«, sagte Guy aus heiterem Himmel. Seit jeher fühle ich mich mit der französischen Sprache verbunden, was ich auf meine Kindheit in meinen Pflegefamilien zurückführe, aber erst im Studium habe ich sie richtig gelernt, denn ich folgte Pierre Trudeaus Aufruf, eine neue Gesellschaft zu formen, und zog nach Montreal, um mir unsere zweite Amtssprache anzueignen. Jeden Morgen fuhr ich pflichtbewusst auf meinem Peugeot-Fahrrad zur Uni und bekam für meine gute Aussprache hin und wieder Komplimente von meiner ketterrauchenden Sprachlehrerin. Die meiste Zeit aber verbrachte ich in den Clubs der Rue St. Denis, wo wegen der lauten Musik Reden ohnehin ausgeschlossen war, und ich wohnte in Notre-Dame-de-Grâce, wo man gut ohne Französisch zurechtkam. Außerdem war das lange her.

Ich atmete tief durch und feuerte eine pseudogallische Kanonade ab: über meine Vergangenheit an katholischen Schulen, meine frankophonen Freunde, und ich erzählte sogar einen Witz über Pierre Trudeau. All das lag weit über meiner Sprachkompetenz. Bei dieser Attacke auf die Sprache der Diplomatie musste Guy winseln und wechselte sofort wieder ins Englische. »Sie mögen Pierre Trudeau?« Das war tückisches Gelände. Der engagierte Föderalist Trudeau hatte unter den Separatisten am See nur wenige Freunde.

»Hmm, nicht wirklich; nicht mehr.«

Im Thema »Boote« fanden wir ein sichereres Terrain. Guy war früher Kapitän eines Ausflugsschiffs für fünfzig Passagiere gewesen, das von Saint-Félicien aus den Fluss hinunter und über den See fuhr. Er besaß noch ein kleines Runabout und verkündete, dass wir am nächsten Tag eine Tour machen würden.

Roberval war in Partylaune, die ganze Stadt war auf den Beinen und schick angezogen, und alle liefen in dieselbe Richtung. Bei den Frauen waren kurze Röcke, hochhackige Schuhe und hochgesteckte Frisuren die Regel. Der Abstand zwischen Ausschnitt und Rock-

saum fiel atemberaubend kurz aus, bei Zwanzig- wie bei Sechzigjährigen. Die Männer trugen trotz der Hitze lange Hosen, dazu Sandalen und weite Hemden. Eine Parklücke zu finden schien unmöglich, aber Guy manövrierte uns auf einen abgelegenen Platz und fand eine. Wir gingen zwei Ecken weiter, bogen in die nächste Straße ein, und dort bot sich uns ein eindrucksvoller Anblick.

Jedes Jahr versammeln sich die Uferbewohner ein paar Tage vor der Traversée in Roberval zum gemeinsamen Essen auf der Straße. Das *Souper dans les rues* wird an zwei sehr langen Tischen am Ufer eingenommen, einer auf jeder Straßenseite. Den ganzen Abend lang spaziert eine rastlose Menschenmenge in der Straßenmitte hin und her. Cafés öffnen Türen und Fenster, drehen ihre Anlagen auf, dass die Sicherungen rausfliegen, und überziehen die Straßen mit Musik.

An den Tischen saßen Familien oder Gruppen von Kollegen zusammen. Guy hatte uns zu seinen Kumpeln aus der Tourismusindustrie gesetzt. Er kannte jeden Passanten und stellte mich einem Dutzend Leute vor, gab aber schließlich auf. Diese Begegnungen waren sehr förmlich, und vor allem die Männer sagten »enchanté«, wenn sie mir die Hand schüttelten, und benutzten gediegene Willkommensformeln, gefolgt von dem dringenden Appell, den Zoo zu besuchen. Danach ignorierten sie mich völlig. Das machte mir nichts aus. Für sie war dieser Abend ein Familienfest, auf das sie sich das ganze Jahr gefreut hatten.

Außerdem hatte ich Nancy Donnelly als Gesprächspartnerin. Nancy arbeitete für die regionale Tourismusbehörde und hatte mir freundlicherweise mit Kontakten und Terminvereinbarungen den Weg geebnet. Sie sprach beide Amtssprachen wie eine Diplomatin, stammte aus Ottawa und hatte im Westen gelebt, ehe ihr Mann eine Stelle in der Aluminiumindustrie von Saguenay bekommen hatte. Selbst nach mehreren Jahren fühlte sie sich hier als Fremde. Die Menschen waren durchaus freundlich, wie sie eilig hinzufügte,

## LAC SAINT-JEAN, QUEBEC

aber neue Bekanntschaften schließt man in Quebec eher am Swimmingpool im Garten und innerhalb der weiteren Familie. Sie und ihr Mann hatten weder das eine noch das andere und verkehrten eher unter den Zugewanderten.

Wir stellten uns in die Essensschlange, und aus den offenen Fenstern des Cafés dröhnte eine französische Version von »La Bamba«. Es gibt ein Tourtière-Rezept nach der Art des Lac Saint-Jean, das in ganz Quebec bekannt ist, ein Topfgericht mit gemischter Fleischfüllung, das eher an eine übergroße Lasagne erinnert als an eine Pastete. Unter diesem Namen wurde etwas ziemlich anderes serviert, das vor allem aus Kartoffeln bestand und so versalzen war, dass man es kaum zu sich nehmen mochte. Soweit ich mich erinnere, war es das einzige schlechte Essen, das ich in Quebec je bekam.

Da es viel mehr Esser als Sitzplätze gab, stellten wir unsere zur Verfügung und mischten uns unter die umherziehenden Menschen. Ich sprach Nancy auf die einheitliche Tracht der Frauen mit Kleid und Stöckelschuhen an, die mir fast wie eine Uniform vorkam.

»Es ist mehr als das. Wenn man eine Weile hier lebt, bemerkt man, wie ähnlich sich die Leute sehen.« Und tatsächlich. Die Gesichter der Frauen hatten eine Ähnlichkeit, die tiefer reichte als gebräunte Haut und getönte Haare mit kupferfarbenen Strähnen; auf andere Art betraf das auch die Männer. Viele dieser »waschechten« *Québécois, la pure laine*, konnten ihre Abstammung bis zu den lediglich zweitausendsechshundert Auswanderern zurückverfolgen, die 1608 La Nouvelle France gegründet hatten, eine geschlossene Bevölkerungsgruppe bis in die moderne Zeit. Und nirgends war diese Tendenz ausgeprägter als in der Seenregion. Für Wissenschaftler ist die genetische Homogenität in dieser Region – und die Häufigkeit einiger normalerweise seltener erblicher Erkrankungen, die die franko-amerikanische Diaspora plagen – ein spannender Forschungsgegenstand.

## SOMMER

Auch der Sinn für das Feiern von Straßenfesten war bei diesen Menschen bestimmt auf irgendeinem Chromosom kodiert, denn dem gingen sie so freudig wie effizient nach. Bier und Wein, mitgebracht von zu Hause, wurden an jedem Tisch offen konsumiert. Im Westen, wo öffentlicher Alkoholkonsum selbst in geregelterm Rahmen, etwa im Biergarten am Nationalfeiertag, schon bald in Gesetzesverstöße ausartet, wäre das undenkbar. In Roberval fielen mir keine Betrunkenen auf und nur zwei gelangweilt wirkende Polizisten am Ende der Straße. Als das Festmahl vorbei war, erschien ein großer Lieferwagen und fuhr die Straße entlang, kleine Teams luden die Klapptische und stapelweise benutztes Geschirr in sein Maul – wie Dr. Seuss' *Kater mit Hut* beim Hausputz.

Im größten Teil des englischsprachigen Kanadas kennt man ein öffentliches Straßenleben in dieser Fülle nicht. Das *Souper* aber war nur eine von vielen kommunalen Feierlichkeiten im Kalender von Roberval. Von Januar bis März wird der zugefrorene See vor der Stadt zum *Village sur glace*. Die Leute bauen winzige, aber aufwendig gestaltete Hütten auf und stellen sie rings um eine ovale Eislauffläche auf. Sie laufen Schlittschuh und treffen sich an diesen *maisonnettes*, wärmen sich am Holzofen, essen Poutine und trinken heiße Schokolade.

Französische Popmusik allerdings hat etwas an sich, dass ich am liebsten sogleich ein Buch lesen gehen möchte. Drüben beim Jardin des Ursulines legte eine Band los, und für Nancy und mich wurde es Zeit, uns zurückzuziehen. Guy trug sein Piratenhemd, flatterte von einem Freund zum nächsten und amüsierte sich prächtig. Er beschrieb mir, wie ich am nächsten Tag zu seinem Reisebüro zwei Orte weiter käme, um ihn zu treffen.

Es war ein großartiger Abend gewesen. Dann aber versetzte Nancy mir einen Dämpfer. Anders als ich angenommen hatte, würde sie mich in den kommenden Tagen nicht begleiten.

## LAC SAINT-JEAN, QUEBEC

»Sie haben doch die Reiseroute, die ich Ihnen geschickt habe ... die haben Sie gelesen, oder?«

»Ähm ...«

»Sie sagten doch, Sie wollten das echte Quebec erleben«, gurrte sie aufmunternd. »Wenn das alles über eine Dolmetscherin läuft, klappt das nicht.«

Die Aussicht, eine Woche lang bei der Arbeit nur Französisch zu sprechen, entmutigte mich mit einem Mal. In den Orten rund um den See sprach man standhaft Französisch. Zweisprachig wie Guy waren nur wenige. Und ich hatte noch nicht einmal ein französisch-englisches Wörterbuch.

WIE ICH in den nächsten Tagen feststellen sollte, konnte ich mich, wenn ich ausgeschlafen war, wieder auf bescheidenem Niveau verständlich machen. Aufgeputscht von etwas Koffein, erschienen mir meine Französischkenntnisse beinahe fließend. Morgens in der Cafeteria des Klosters bei einem Frühstück aus Eiern und Toast schlug ich mich mit meinen *ouis*, *nons* und *mercis* wacker durch. Ringsumher saßen betagte Pilger aus Quebec. Die Morgensonne über dem See bot eine hübsche Aussicht, und Licht füllte den Speisesaal. Ich machte mir Notizen, trank Kaffee, ließ die Zeit vergehen und erfreute mich an der meditativen Stimmung ringsumher.

Beim Durchblättern der religiösen Pamphlete in meinem Zimmer las ich etwas über die geistig erholsame Wirkung schöner Seen und dass auch Jesus bestimmt einen Sinn dafür gehabt hatte, da er ja selbst »ein Mann vom See« gewesen sei. In meinem Kopf entstanden seltsame Bilder: ein langhaariger Heiland im Karohemd beim Holzhacken und beim Bereitmachen der Wasserpumpe.

Bei meinen späteren Recherchen bestätigte sich, dass Jesus als Galiläer tatsächlich ein Mann vom See gewesen war. Wie hatte mir das nur entgehen können. Die mir vertraute biblische Bezeichnung

## SOMMER

»Galiläisches Meer« war natürlich verwirrend, denn dieses Gewässer ist ganz sicher ein See und mit seinen 13 Kilometern von einem Ufer zum anderen nicht einmal ein sonderlich großer. Mit seiner Lage auf 200 Metern unter dem Meeresspiegel ist er der tiefst gelegene Süßwassersee der Erde. Nur das salzige Tote Meer liegt noch tiefer. In modernen englischen Übersetzungen nennen Matthäus und Markus den See bei seiner ersten Erwähnung »Galiläisches Meer«. Lukas nennt ihn »See Genezareth«. Johannes nennt ihn »Galiläisches Meer« oder »See von Tiberias«. Danach heißt er bei allen schlicht »der See«.

Ständig stieg der Menschensohn ins Boot und überquerte den See in allen Richtungen. Er wanderte seine Ufer entlang und fing als Menschenfischer Petrus, Andreas, Johannes und Jakobus ein. Bei einem Großteil seines Wirkens in Galiläa bediente sich Jesus kleiner Wasserfahrzeuge: Ruder- und Segelboote. Er predigte vom Wasser aus, wenn die Menschenmengen zu groß wurden, führte seine Jünger zu wundersam reichen Fischgründen. Die erfreulichsten Geschichten mit den bedeutendsten Wundern und Lehren spielen im Umland des Sees. Die Bergpredigt fand auf einem Hügel am See statt. Es waren die stürmischen Wasser des Sees, die er beruhigte. Die Speisung der Menge mit wenigen Fischen war ein Picknick am Ufer. Zudem war der See für ihn eine Möglichkeit, dieser Menge zu entfliehen – was uns heute bekannt vorkommt. Und natürlich war es das Wasser eines Sees, auf dem er wandelte. Amen.

Ich ging noch einmal hinunter zum Lac Saint-Jean, wie immer überrascht von seiner runden blauen Weite. Mit seiner Oberfläche von fast exakt 1.000 Quadratkilometern ist er zwar von Gemeinden und Farmen umgeben, doch bislang bleibt er von einer Eutrophierung größeren Ausmaßes verschont. Reichlich genährt durch das reine Wasser vieler Bäche, beträgt seine Wassererneuerungszeit nur vier Monate, und so spült er alle Sünden menschlichen Ursprungs verlässlich den Saguenay-Fjord hinab.